

(Nachdruck verboten.)

20]

Die flucht.

Von R. Bagrnowski.

„Was ist das?“ fragte Niehorski erstaunt. „Sollte das schon einer der Nebenflüsse der Lena sein?“

„Nein, das ist Dschurdschnj!“ antwortete Alexandroff ruhig. „Wir müssen umkehren.“

„Dschurdschnj? Du bist wohl verrückt?“

„Durchaus nicht! Bückt Euch ein wenig, dann werdet Ihr das Kreuz dort am Flusse blitzen sehen.“

Nur zu bald hatten sie sich überzeugt, wie recht er hatte, und nun erkannten sie auch die ganze Gegend wieder. Dieser Scherz war zu grausam für ihre schmerzenden Füße. Als sie sich hinter den Vorsprung zurückgezogen und ihr Lager aufgeschlagen hatten, saßen sie lange niedergeschlagen und in sich gefehrt am Feuer.

„Es bleibt uns nichts andres übrig! Wir müssen uns streng nach dem Kompaß richten und dürfen nicht daran denken, einen bequemeren Weg zu suchen,“ sagte Niehorski endlich.

„Es ist unmöglich, immer geradeaus zu gehen. Ich fürchte, ähnliche Irrtümer werden uns noch oft zustoßen. Die Landkarte gewährt gar keinen Anhalt,“ sagte Krassuski, der die am Boden ausgebreitete Karte betrachtete.

„Was hilft's? Wir müssen gehen!“

Seufzend legten sie sich zur Ruhe, und nur der Schimmel gab seine Freude über das reichliche Futter, das er gefunden, durch munteres Schnauben kund. Am Morgen kehrten sie auf den Sattel zurück und wandten sich jenen „unsäglich düsteren“ Bergen zu. Der Aufstieg war nicht allzu beschwerlich, ja, er war leichter als die Wanderung über die Felsruinen. Diese Berge bildeten ein hoch über dem Meerespiegel erhobenes, sanft gewelltes Bergland. Geräumige Täler und breite Berghügel von fast gleicher Größe wechselten mit einander ab. Aber kaum hatten sich einige dieser Steinwällen hinter ihnen geschlossen, kaum waren die Spuren der buschigen Schluchten und Flußthäler verschwunden, als sich Furcht in die Herzen der Wanderer schlich. Sie sahen, daß sie ein ungeheures, wogentürmendes Steinmeer vor sich hatten, das mit einer eiförmigen, schmutzgrünen Moosdecke wie mit einer Schimmelwaidt überzogen war. Weit und breit kein Baum, kein Strauch, kein Fleckchen frisches Grün und nirgends ein Tropfen Wasser. Nichts als aufschwellende Hügelreihen und Moos, Moos ohne Ende; hinter diesen Hügeln — neue unendliche Hügelreihen und wiederum Moos, Moos, nichts als Moos . . .

Totenstille — denn selbst der Wind fauste hier nicht mehr, da er in seinem Fluge nichts fand, was er berühren konnte. Starre Einöde, denn kein Vogel kam hierher, da er hier keine Nahrung zu finden hoffte. Und wie über dem Ocean, ging die Sonne auch hier blutrot auf und ließ die langen, bleichen Schwatten der Erdwellen über die Senkungen des Bodens gleiten. Und auch die vorüberziehenden Wolken schleppten ihr Abbild ungehindert über die Wüstenei. Aber dieser steinerne Ocean war nicht wandelbar wie sein wasserreicher Bruder; ihm fehlte das ewige, lebensvolle Wogen, das die wunde Seele zur Ruhe wiegt. Kaltes Grausen beschlich die Herzen der Wanderer, wenn sie die zackige Linie des Horizonts ansahen und den blaß-blauen Himmel, der sich über die unabsehbare, graue Einöde spannte. Und gleichviel ob sie die Hügel erstiegen oder hinabgingen, immer trat das Moos unter ihren Schritten auseinander und deckte den eisigen Boden auf. Von der Feuchtigkeit aufgeweicht, hing ihnen das Schuhwerk um die Füße wie elle Lappen. Bei Tage brannte die Sonne, in der Nacht zitterten sie vor Kälte. Und sobald sich der Wind einen Augenblick legte, überfielen sie unzählige, gleichsam aus dem Nichts erstandene Rückenwärme, vor denen sie sich nicht mehr retten konnten, denn weder das Moos noch das feuchte Weidengestrüpp wollte Feuer fangen. Volle acht Tage irrten sie ohne Wasser und nahezu ohne Feuer über diese bergige Tundra. Als wären sie von einem furchtbaren Fieberwahn befangen, gingen sie ohne jede Begeisterung weiter, schritten einher wie Nachtwandler, die von einem geheimnisvollen Befehl angetrieben werden. Wird es noch lange so fortgehen? Werden ihre Kräfte reichen? Wann wird sie der Wald endlich mit

seinem fröhlichen Rauschen empfangen, wann werden sie ihre trockenen Lippen mit kaltem, reinem Wasser nagen? Sie dürsteten nach der kühlen Flüssigkeit wie sie in den langen arktischen Nächten nach der Sonne gelehzt, denn die ganze Zeit über hatten sie nichts zu trinken als schmutziges, moosdurchsetztes Wasser, das sie unterwegs in kleinen Pfützen antrafen oder in winzigen Brunnen ansammelten, die sie an den Kaskstätten eigens graben mußten. Der Schimmel hatte kein Futter mehr; er fraß alles, was er vorfand: er beknabberte die Zweige des Weidengesträuchs, kaute harte Flechten, aber er war mager wie ein Gerippe. Er stolperte auf Schritt und Tritt, stürzte nieder, schlug sich das Maul, dann die Knie wund, und um ein Haar hätte er sich die Zähne ausge schlagen. Sie mußten sich entschließen, ihn fallen zu lassen, oder ihre Bündel mit einem Teil seiner Last beschweren.

„Wir müssen die Sachen mustern und alles Ueberflüssige fortwerfen. Vielleicht haben wir nur noch ein, zwei Tage solchen Wanderns vor uns und kommen dann an die Wassergrenze und steigen in die Flußthäler hinab, die an die Lena führen,“ sprach ihnen Niehorski Mut zu. Aber er vermied es, sie anzusehen. Das männlich-schöne Gesicht Krassuski's war so klein und so dunkel geworden, daß es an einen Adlerkopf erinnerte. Die starke Gestalt Alexandroff's war gebückt, seine Füße trafen mit verbissenem Trotz auf, als wollten sie die Erde von sich stoßen, und die schwarzen, trübe blickenden Augen Woronin's trafen die Gefährten wie Doldastiche mit ihrem schweigenden, geheimen Schmerz. Er klagte nie, aber er stöhnte im Schlaf. Niehorski hatte es oft gehört, denn er schlief wenig; er aß auch wenig und fühlte, daß er noch lebe, weil er glühte. Als sie am Morgen die dem Schimmel abgenommene Last in ihre Bündel steckten, nahm Niehorski Woronin's Teil heimlich an sich und teilte es mit Krassuski. Aber als er sein Bündel heben wollte, sah er wohl, daß er selbst nicht weiter konnte, daß er heute sicher erliegen müsse. Er ging immer langsamer, glitt immer öfter aus und mußte sich auf Knie und Hände stützen. Trotzdem wurde er böse wenn die andern auf ihn warteten.

„So geht doch! Warum seht Ihr Euch um? Ich werde Euch schon am Lager erreichen; Eure Spuren werden mich hinführen. Habt keine Angst. Außer uns ist ja niemand hier!“

Alexandroff und Krassuski sahen einander mit fiebernden Pulsen zweifelnd an. Die Sonne brannte, wie in der Sahara, und oft schwebte eine rote Blutwolke vor ihren Augen.

„Du mußt einen Teil Deiner Last abgeben. Wir werden den Schimmel damit beladen. Ein paar Pfund weniger oder mehr werden ihm nichts anhaben!“ drangen sie in Niehorski.

„Das fehlte noch! Ich bit' Euch, laßt mich in Ruhe!“

Sie beschloßen ihm die Last gegen seinen Willen während der Nachtruhe abzunehmen. Aber als sie weiter gegangen waren und er auf einem Hügel allzu lange auf sich warten ließ, warf Krassuski sein Bündel ab und kehrte um. Er fand ihn auf dem Abhang liegen. Der Sack lastete auf seinem Rücken, der schmerzlich zuckte. Er war nicht ohnmächtig, denn er machte eine ungeduldige Bewegung als er die nahenden Schritte vernahm.

„Was fehlt Dir?“ fragte Krassuski, indem er sich neben den Gefährten niederließ und ihm den Sack abzunehmen suchte.

„Rühr mich nicht an!“

„Steh auf! Was fehlt Dir? Dein Gepäc ist zu schwer. Du hast zu viel auf Dich geladen: ich hab's Dir gleich gesagt. Laß Dir das doch nicht zu Herzen gehen! Was kannst Du dafür, daß Du schwächer bist als wir.“

„Ne, laß mich in Ruhe! Ich will hier bleiben. Nimm die Sachen und geh! Geh — sag ich Dir . . . mögen mich die Wölfe hier auffressen.“

„Sei nicht wunderlich, steh auf!“

In demselben Augenblick wurde Niehorski von einem heftigen Husten befallen. Als Krassuski ihn bei den Schultern packte und aufrichtete, stürzte dem Kranken ein roter Blutstrom aus dem Munde, und heiße Thränen flossen aus seinen Augen.

„Siehst Du! Ich sterbe . . . Laßt mich hier. Ich bin schuld daran . . . vergebt mir! . . . Ich werde . . . Polen . . . nicht wiedersehen.“

Krassuski sprang auf den Hügel und rief die Gefährten zurück.

II.

Die Zierde Dschurdschnjß — Der See, der in seiner Mitte lag, — hatte einen häßlichen Namen. Die in der Umgegend wohnenden Eingeborenen hatten ihn schon nach der Gründung des Städtchens „Düngermeer“ genannt, und dieser Spitzname war an ihm haften geblieben. Er war übrigens richtig gewählt, aber davon konnte man sich nur überzeugen wenn man in der Nähe war und seinen Geruch spürte oder die städtischen Gepsflogenheiten kannte. Sonst war der Anblick des Sees sehr hübsch, sein Wasser schien klar zu sein und an hellen Tagen war es sogar spiegelhell. Den Rehricht und den Schmutz verhüllte eine dünne Wasserschicht vor den Augen der Menschen. Die Wolken, der Himmel, die grünen Ufer, die Spiegelbilder der Häuser hoben sich wie ein schöner Rahmen von seinem schwarzen Schilde ab. Die Frauen wußten, daß sie in diesem Schilde, ohne den Kopf zu heben, sehen konnten, wer über die Straße ging.

Der Tag war klar. Die Lehrerrfrau saß mit einer Handarbeit beschäftigt am offenen Fenster und sang mit ihrer feinen Sopranstimme vor sich hin. Möglich brach sie ab und begann eifrig zu nähen. Der Lehrer, der mit weit ausholenden Schritten im Zimmer auf- und abging, blieb stehen und sah auf die Straße. Das verräterische „Düngermeer“ verriet ihm alsbald, daß ein Mann in einer grauen, mit einem silbernen jakutischen Gürtel umspannten Toppe ganz in der Nähe am Ufer stand. Seine Züge waren in dem undeutlichen Spiegelbilde nicht zu erkennen, aber einen Cylinderhut gewahrte er doch. Da nun Denisoff der einzige Besitzer eines solchen Gutes in Dschurdschnjß war, so harrete der Lehrer, dessen Neugierde aufs höchste gespannt war, mit geblähten Rüstern der Dinge, die da kommen sollten. Die Gestalt rührte sich nicht; der weiße Hals der über der Arbeit gebeugten Frau war auch unbeweglich. Aber ihr Busen wogte so stürmisch, daß die darauf ruhenden Wachsperlen raschelten als ließe sie jemand durch die Hand gleiten. Alles dies dauerte jedoch für Dschurdschnjßer Verhältnisse zu lange; der Lehrer wurde ungeduldig und neigte sich zum Fenster hinaus, um zu sehen was die Gestalt veranlassen könnte, so unbeweglich an einem Flecke zu bleiben. Die Gestalt gewahrte ihn alsbald und grüßte höflich.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Kirmeß am Rhein.

Daß der Rheinländer zu lustigen Festen aufgelegt ist, ist bekannt. Er ist von Natur lebensfro. Nicht nur der berühmte rheinische Karneval entfesselt die Geister. Wer das Volksleben beobachten will, der muß sich auch die Kirmeß ansehen.

Am die Zeit des August und September regt sich's überall. Der Geist der Lustbarkeit geht um und pulst in den Gemütern. Schon vorher eröffnen Kinderfeste, Konzerte den Reigen der Vergnügungen. Dann aber setzt die Kirmeß ein. Jedes Dorf, in den größeren Städten jeder Stadtteil, hat seine Kirmeß. Ist sie an dem einen Ort beendet, so beginnt sie nicht weit davon, im Nachbarort. So geht es immer abwechselnd die Reihe herum. Die Gelegenheit zu feiern reißt nicht ab. Die beliebten Kirmeßtage sind hier meist Sonntag und Montag.

Kirmeß oder Kirchmesse, Kirchweife — der Name schon deutet auf den Ursprung des Festes. Eine Kirche wurde neu erbaut oder nachdem sie ihrer Bestimmung entzogen war, ihrem Zweck wieder zurückgegeben. Schon im neunten Jahrhundert ist dieser Brauch bekannt, im Anschluß daran Volksfeste zu veranstalten, die schließlich ganz in den Vordergrund traten. Die Veranlassung, die Einweihung einer Kirche, verschwindet ganz. Die Volksbelustigung bleibt. Und nur der Name und die alte Sitte, solch Fest meist auf dem Kirchplatz zu feiern, rings um die Kirche die Buden aufzubauen, erinnert den Eingeweihten noch daran.

Der Rheinländer hat keinen ruhigen, stillen Charakter. Auf seinen Festen muß es laut und lustig und lärmend zugehen. Der Name „Kirmeß“ weckt zugleich schon die Erinnerung an Holland, an die Kirmesmalen Ostade, Steen, Brouwer und all die andern holländischen Maler, die ihnen folgten. Sie schildern das Leben und Treiben auf diesen Volksfesten. Sie haben ihre helle Freude daran, die vierschrötigen, ungeschickten Gestalten in den grotesken und gewaltsamen Verzerrungen ungeschminkt wiederzugeben, wie sie der reichliche Genuß des Bieres und Weines, der die Gemüter erhitzt, verursacht.

Ich entsinne mich einer Scene, die für den Rheinländer charakteristisch ist. Ich fuhr auf einem Dampfer rheinabwärts. Als die Fahrt losging, befand sich eine Kapelle an Bord, die eine Gesellschaft begleitete. Sie spielte falsch genug. Unterwegs steigt noch eine Gesellschaft mit noch einer Kapelle ein. Grauenhaft wirbelten diese beiden Kapellen nun ihre Dissonanzen durcheinander. Am tollsten wurde

es unter dem Lorelehfsen. „Ich weiß nicht, was soll es bedenten“ wurde natürlich intoniert. Um ihren Persönlichkeitsstandpunkt zu wahren, setzte die zweite Kapelle natürlich ein paar Takte nach der ersten ein, und so ergab sich ein gottsjämmerliches Gemisch quiekender Töne. Aber jede Kapelle wahrte energisch ihr Recht. Keine gab nach. Das Stüd wurde bis zu Ende in mörderischem Tongewühl durchgeführt. Und während das große, schöne Schiff stolz die breiten Fluten hinabglitt, quälte oben auf dem Deck eine gräßliche Katzenmusik.

Das stört jedoch den Rheinländer gar nicht. Im Gegenteil — er hat seine Freude daran. Es nahm also auch niemand Anstoß daran, und der Fremde, der zaghaft darauf aufmerksam macht, daß eigentlich eine falsch spielende Bande von Musikern schon hinreichte, einen Menschen zur Verzweiflung zu bringen, kann auf kein Entgegenkommen rechnen. Er begegnet allgemeiner Verständnislosigkeit. Ein andermal beobachtete ich eine Schar sonntäglicher Ausflügler, ebenfalls auf dem Deck eines Dampfers. Offenbar ein Gesangsverein. Sie machten einen solchen Lärm, redeten so laut, daß jedes Wort auf dem Schiff zu vernehmen war. Nachdem sie eine Zeitlang getrunken hatten, kriegten sie Händel miteinander. Schimpfworte flogen hin und her. Als alles aufmerkte, wurden sie nicht etwa ruhig, sondern nun, da sie alle Blide auf sich gerichtet fühlten, „fühlten“ sie sich. Es wurde eine Art Theaterscene aus dem Jant. Jeder führte seine Rolle stillgerecht durch. Es wurde ein Wettzant; intime Vereinsangelegenheiten kamen aufs Tapet. Der Rentant der Kasse wurde unbarmerzig vorgekommen. Einige wollten nichts mehr mit solchen Kumparn zu thun haben und erklärten, nach Hause gehen zu wollen, was ihnen, in Anbetracht, daß sie sich auf dem Dampfer befanden, schwer gefallen wäre. So begnügten sie sich damit, zu verschwinden, um die Kasse herumzugehen und auf der andern Seite wieder aufzutauhen. Einmal fielen sie sich in die Arme, um dann wieder einander zu verhöhnen. Sie klopfen sich auf die Schulter und warfen sich rücksichtslos Schimpfworte an den Kopf. Schließlich stieß einer — ob mit oder ohne Absicht — an die Flaschen, die am Boden standen, die nun zur Freude aller Anwesenden eine Rundfahrt auf dem Deck antraten.

So muß es sein. So will es der Rheinländer haben.

Nicht immer liegen alle Buden beisammen. Die Kirche, der Marktplatz bildet wohl den Sammelpunkt, das Centrum. Aber auch jede andre Gelegenheit wird gern benutzt. Wo ein Plätzchen sich bietet, ein Baumplatz z. B. freisteh, fällt der Jahrmart diese Lücke aus. So verteilt sich die Kirmeß über eine weite Strecke, durch den Ort hin.

Karussells drehen sich unaufhörlich. Mehrere Etagen hoch aufgebaut. Mit Schiffen, Pferden, Gondeln. Alles dreht sich und dreht sich noch einmal um sich selbst. Oder wiegt und schaukelt sich. Und die Musik schallt durcheinander, auf das Gehör wird keine Rücksicht genommen. Es geht alles im Geschwindtrieb vor sich. Die Glode ertönt. Alles stillt, drängt sich herauf, und voll sind die Plätze. Die Musik setzt ein, und schon dreht sich der Kolof. Während der Fahrt wird einlassiert. Wieder ertönt ein Glodenzeichen. Die Fahrt ist zu Ende. Jungens springen auf die im Sande nachschleisenden Bretter, und so wird das Ungetüm zum Stehen gebracht. Die einen Klettern hinab, die andern drängen schon hinauf.

Silber- und goldglitzernde Schaukeln schwingen sich hoch in die blaue Luft, in immer höherem Bogen. Es ist eine Lust, so zu fliegen. Aufrechtstehend wird um die Wette geschaukelt. Ganz gefährlich sieht es aus. Es sieht aus, als müßte die Schaukel oben herumfliegen, so hoch saust sie hinauf.

Papierfächer werden ausboten, in allen Farben. Stenomatographen zeigen den „combat naval russo-japonais.“ Es klingt gelehrt, und das Fremde lockt an. Pfefferkuchenbuden strotzen in bunten Auslagen. Da ist jede Farbe in Bonbons vertreten. Man kann das Glücksrad drehen und ein Pfefferkuchenberg gewinnen oder sogar eine Puppe. Auf dem Herz ist ein Oblaten-Liebespaar und darunter steht: Zum Zeichen, daß ich Dein gedacht — hab' ich Dir dieses mitgebracht — Zucker, Kofin' und Mandelkern — das weiß ich ja, das ist Du gern. Oder ein Oblaten-Engelstöpschen in der Mitte und darunter steht: Gemieße stets der Tugend Freuden — so weichen von Dir alle Leiden. Bunte Kringlel von rotem und weißem Zuckerwerk schlingen sich rund herum.

Limonadenverkäufer halten am Wege. Rot, gelb, grün stehen die Flaschen aufgereiht. Das Geschäft blüht. Die Flaschen werden an Ort und Stelle auf einem großen Apparat gefüllt.

Andre versuchen ihr Glück in anderer Weise. Sie mühen sich ab, runde Scheiben so geschickt zu werfen, daß alle vier Scheiben einen Kreis bedecken. Anderswo stehen Messer aufgespießt. Wer einen Ring darüber wirft, dem gehört das Messer.

Ein Herr in schädig glänzendem Gehrod und schiefgedrücktem Cylinder tritt lebenswürdig lächelnd an uns heran, reißt sich die Hände und möchte absolut, daß wir uns photographieren ließen. Er versollt uns mit feinen Anträgen.

Dann kommen die Schießbuden und die Spielwarenhändler, die all das in ihren Ständen feilbieten, was ein Kind sich wünscht und ersehnt. So viel hängt da, es ist gar nicht aufzuzählen. Eine ganze Welt, Trommeln, Pfeifen, Puppen, Geigen, Kaufästen, Wilderbücher, Segelschiffe. Alles baumelt lustig durcheinander oder liegt sorgsam aufgebaut, eins neben dem andern.

Und zwischen all den Buden gehen die einher, um doretwillen diese ganze Herrlichkeit eigentlich aufgebaut ist, die Kinder. Ausgelassen tollten sie oder schreiten gravitatisch auf und ab. Sie haben eine schwere Aufgabe — das Auswählen. Was sollen sie sich kaufen? Was ist das Beste? Was reizt sie am meisten? Sie sind hier die Herren. Sie wissen hier besser Bescheid als die Erwachsenen. Man preißt ihnen die Waren an. Man sucht ihre Gunst zu gewinnen. Sie fühlen sich.

Sie überlegen lange und genau, wie sie das Geld am besten anlegen. Und wenn sie dann schließlich im Karussell, dessen bunte Pracht sie anlockt, Platz nehmen, thun sie es mit einer Ruhe und Würde, die alles um sich herum vergißt. Es ist eine Entscheidung. So — denken sie — nun habe ich das höchste Glück erwählt. Es ist für sie ein feierlicher Moment. Das ganze Gewicht ihrer Empfindungen werfen sie in die Waagschale. Sie sind ganz bei der Sache. Es ist ein schwerer, selbständig überlegter und ohne jede Hilfe behaupteter Entschluß. Mit Bedeutung legen sie ihre fünf Pfennige in die Hand des sehnigen Karussellmannes, der sie wie Nichts zerdrücken könnte, der sie aber achtet und freundschaftlich ihr Geld in Empfang nimmt.

Oft ist mit einer Kirmeß ein Schützenfest verbunden. Die Schützen erscheinen in feierlich-lärmendem Aufzug am Plan, den vorjährigen König und die Königin in der Mitte.

Das Vogelschießen beginnt, und der neue König, dem die Entscheidung günstig ist, tritt seine Würde an.

Hoch oben, über dem Ort, liegt auf dem Hügel ein Gasthaus. Auch bis hierher ist der Festtrubel gedrungen. Der Besitzer ist auf die Idee gekommen, auf zwei Tage die bayerische Gemütlichkeit hierher zu verpflanzen. Weiß und blau überall, die bayerischen Farben. Schuhplattler zeigen ihre Tänze, Sänger jodeln und tragen Liedes aus dem Gebirge vor. Ein „Bratwurstdöcklein“ ist errichtet; jedesmal ertönt laut die Glode, sobald eine Wurst fertig gebraten ist.

Zwischen den Tischen eilen Kellner einher, in Tiroler Tracht gekleidet, und Mädchen in bayerischen Kostümen verkaufen Salzbrezeln. Weinaße wie im Karneval siehts hier aus. Und wenn Gesang und Tanz hier zu Ende, dann setzt die Militärkapelle ein, und wenn deren Melodie verklungen ist, beginnt weiter hinten im Walde die Tanzmusik. Hier wird im Freien getanzt. Mitten im Walde ist ein Plätzchen abgesteckt und zurechtgemacht und da drehen sich die Paare. Daneben klettern die Jüngens auf hohe schwanfende Stangen.

Bis in die Nacht wird hier getanzt. Zwischen den Bäumen hängen elektrische Glühlämpchen. Und wenn man von hier hinabsieht ins Thal, schallt der Lärm von unten herauf.

Auch dort unten ist es noch lange lebendig. Dort unten fließt der Rhein. Drüben die grünen Höhenzüge, auf denen Burgen und Ruinen liegen. Dörfer im Walde versteckt. Und mitten darin dieses bunte Gewimmel.

Die umliegenden Wirtshäuser und Gartenrestaurants in der Nähe des Festplatzes haben alle geflaggt. Ueberall schallt aus dem Innern Musik. Zwischen den engen Straßen wogt lustiges Leben lachend hin und her. Die Gassen sind dicht besetzt mit Obst- und Cigarettenverkäufern, die die kleinsten Winkel benutzen. Blinde Bettler hocken am Wege und spielen langsam und eintönig immer wieder dasselbe Lied.

Der dunkle, weite Nachthimmel umspannt das alles. Der Mond beleuchtet das Treiben. Es ist klare Nacht.

Und immer noch drehen sich die Karussells. Denn manch ein Paar schleicht sich hinaus aus den heißen Tanzräumen an die Luft, die sie kühl umweht, und macht noch eine Fahrt.

Es glitzern die Lichter und die Musik dudelt unaufhörlich. Und silbern und ruhig schauen die Sterne herab. — s—r.

Wagners Kindermörderin.

(Neue freie Volksbühne.)

Heinrich Leopold Wagner — eine Rettung! Wer wollte da nicht gerne mit dabei sein?

Er ist jung, im Jahre 1779, gestorben. Goethe, ein Jugendgenosse, hat ihn überlebt, rein physisch überlebt. Goethe, sein Genosse, hat ihn Unrecht gethan, als er ihm des Plagiats beschuldigte. Und es wäre gar so verlockend, den jungen Titanen gegen den Olympier aufzurufen, wenn nur nicht — ja wenn nur nicht das verdammte literarische Gewissen wäre, das solchen Flug eigenherrlicher Litteraturbetrachtung schon bei seinem Ausfluge lähmt. Die Aufführung der „Kindermörderin“ durch die „Neue freie Volksbühne“ war gewiß ein Verdienst, ein außerordentlich interessantes Stück literargeschichtlichen Anschauungsunterrichts, aber für den armen Heinrich Leopold Wagner ist sie doch — man täusche sich darüber nicht! — ein Stein mehr auf seinem Grabhügel geworden. Ein bedeutsames Dokument aus der Geschichte des Dramas und des achtzehnten Jahrhunderts, hat sie doch nur — man täusche sich darüber nicht! — bewiesen, daß man in Deutschland schon vor der klassischen Periode unserer Dichtkunst so schlechte Dramen schrieb, wie es unsre guten modernen sind.

„Naturalistisch“, ja wahrhaftig, das ist die Kindermörderin! Sie hat alles, was dazu gehört, Heimatskolorit und Dialekt, sie riecht nach Scholle und nach gewöhnlicher Durchschnittsmenschlichkeit. Sie ist aber ebensovienig ein Plagiat an Goethes Faust-Gretchen-

Tragödie, wie Schillers Kabale und Liebe, Hebbels Maria Magdalena Plagiare an ihr sind.

Wenn man ihr Verhältnis zur Gretchen-Tragödie mit einem kurzen Ausdruck bezeichnen will: es ist die Gretchen-Tragödie von hinten herum gesehen. Alles was im Faust zwischen den Szenen spielt, Schlaftrunk für die Mutter, körperliche Verführung, Neude danach, Kindesmord, spielt hier in der Scene, aber von allem, was in Goethes Faust in der Scene spielt, fehlt jeder Hauch. Goethe giebt die Poesie des Dramas und man muß die Wirklichkeit dazu denken. Wagner giebt die Wirklichkeit und man muß sich die Poesie dazu denken. Evchen Humbrecht sagt nie dergleichen wie: „Meine Ruh ist hin, mein Herz ist schwer“, sondern sie drückt ihre Liebe in Romanphrasen aus — und das ist richtig und natürlich. Sie sagt auch nie: „Ach weige, du Schmerzensreiche, dein Anliß gnädig meiner Noth!“ sondern sie sagt in gleichem Maße nur „Ach“ und „Oh“ — und auch das ist richtig und natürlich. Merkwürdig nur, daß das poetisch verkürzte, verse-rebende Gretchen uns tausendmal mehr menschliche Wahrheit giebt, als jene durchaus lebensrechte wirkliche Kindesmörderin, die so wenig eine poetische Wendung gebraucht oder einen selbständigen bedeutungsvollen Gedanken ausspricht wie — irgend ein gutes modernes Stück.

Aber, seien wir gerecht! Hätte nicht Goethes unbilliger Vorwurf, Wagner habe den Stoff „weggeschnappt“, zu dem Vergleiche herausgefordert, so wäre es wohl nie jemand eingefallen, Gretchen-Tragödie und Kindesmörderin als incommensurable Größen an einander messen zu wollen. Jene steht über der Zeit, diese sieht mit Bewußtsein in der Zeit, sie ist ein Kampfdrama der liberalen Humanität und ein moralisches Tendenzstück. Innerhalb dieser ganz respektablen Gestaltung also muß sie geprüft und gemessen werden. „Einige philosophisch prüfende Kosmopoliten“, schrieb Wagner in einer späteren Vorrede, „waren der Meinung, eine auf Befehl der Polizei in einem wohlregierten Staate monatlich wiederholte Vorstellung dieses Stückes könne nach und nach dies immer unnatürliche, nie ganz willkürliche Verbrechen (nämlich den Kindesmord) an seiner Wurzel untergraben und ausrotten.“ Darauf also kommt es an, die Schaubühne soll ihm wie Schiller eine „Schule der Sitten“ werden.

Nun, Schiller hat Schwert und Wage übernommen und die Paster seiner Zeit vor den gräßlichen Richterstuhl der Schaubühne gezerrt. „Kabale und Liebe“ — hätte die deutsche Litteratur doch nur noch ein Stück gleicher Art, das diesem an die Seite zu setzen wäre. Lenzens „Soldaten“? Wagners „Kindermörderin“?

Ach, beiden fehlt die Kraft und Kühnheit. Die Soldaten sind der Papstentwurf und die Kindesmörderin der Rosemontag des achtzehnten Jahrhunderts, während Kabale und Liebe des zwanzigsten noch zu schreiben ist!

Das Geschlechtsproblem meldet sich im achtzehnten Jahrhundert als Standesproblem an. Dem vom Kavaliere verlassenen Bürgermädchen, das in Elend oder Verbrechen herabsinkt, wendet sich alle menschliche Teilnahme zu. Aber von zwei Dingen eines: Entweder man verleihe frei die Freiheit der Liebe, wie es Goethe in herzhaft naiver Form gethan hat („und alles, was mich zu ihm trieb, ach war so gut, ach war so lieb“) oder man raffe seinen ganzen Dichtersporn zusammen gegen eine Gesellschaftsordnung, die trennt, was Gott verbindet — wie es Schiller gethan hat.

In Wagners Plänen scheinen — nach der Anlage seines Stückes und nach der Vorrede zu schließen — beide Ideen unklar gegärt zu haben: zu klarem Ausdruck ist weder die eine noch die andre gekommen. Lieutenant v. Grönigsek, der dem Brauche seines Standes folgend, die Tochter des Schlächters Humbrecht in ein Bordell verschleppt, wandelt sich später doch wieder zum mitadeligen Ehrenmann und nur ein gefälschter Brief eines schurkischen Kameraden verhindert die glückliche Lösung des rechtshaffenen Ehebettes. Die Geschlechtsmoral der Kindesmörderin läuft also schließlich trotz allen Anscheins von Revolutionarismus auf die banale Tendenz hinaus: „Thu keinem Dieb etwas zu lieb, als mit dem Ring am Finger!“ — wozu der kluge Weltkenner Mephisto spöttisch bemerkt: „Geh, sing ihr ein moralisch Lied, um sie gewisser zu be- thören.“

Gleichzeitig aber blieb die revolutionäre Lösung des Standesproblems im Entwurfe stecken. Luise und Ferdinand sind Opfer eines Systems, Evchen und Grönigsek aber — wie man heute sagen würde — eines „bedauerlichen Einzelsfalls“. Daß in beiden Fällen ein gefälschter Brief dazu herhalten muß, um die beiden Liebenden verschiedenen Standes auseinander zu bringen, ist eher das gemeinsame Eigentümliche einer herkömmlichen gering entwickelten Technik als ein Zeichen verwandter Richtung.

Und darum bleibt die Kindermörderin nur eine Verteidigungsrede für ein Verbrechen, das die Strafgesetzgebung jener Zeit ohne Rücksicht auf psychologische Momente mit den furchtbarsten Strafen ahndete und als solche — immer vorsichtig! — kein Plaidoyer auf Nichtschuldigen sondern nur auf mildernde Umstände. Ihre Kühnheit — ein Bordell auf die Bühne zu bringen — ist nur der äußere Schein von Kraftgenialität, es fehlt die Kraft, fehlt das Genie.

Das Stück aus hundertjährigem Schlafe wieder zu erwecken, war eine verdienstvolle That. Man sollte es in einem wohlgeordneten Staate auf Befehl der Polizei monatlich wiederholen und unsre Dramatiker, die es über die Klassiker hinaus so herrlich weit gebracht haben, zungsweise zur Vorstellung vorführen. Es ist auch für ein weiteres Publikum überaus lehrreich, wenn es nur zuvor gewarnt wird, die falsche Mährstüd-Sentimentalität

nicht echt zu nehmen und seine Thränenröhen zu schonen. Mit feinem Verständnis hat es sein erfolgreicher Bühnenbearbeiter Etlinger ein „realistisches Vorläuferdrama“ genannt und an den „Kapfenstreich“ und den „Rosenmontag“ angeknüpft. Hier zeigt der Wegweiser in der That zu Iffland und Weherlein weit mehr als zu Schiller und Goethe.

Eine treffliche Darstellung mit den Damen Eibenschütz und Wangel, den Herren Licho, Keshner und Steinrück verhalfen dem Stück zu einem unmittelbaren starken Erfolg, an dem freilich mitunter das leichtempfindliche Gemüt mehr Anteil zu nehmen schien, als man eigentlich wünschen dürfte. — f. s.

Kleines feuilleton.

— Ein Zwiegespräch zwischen einem Japaner und einem Deutschen. Der „Frankf. Ztg.“ wird geschrieben: Vor kurzem äußerte sich ein in Würzburg Medizin studierender Japaner einem deutschen Studiengenossen gegenüber in interessanter Weise über die Stellung des Staates in Japan gegenüber den Religionen. Der mit dem Japaner seit langem befreundete Deutsche fragte ihn eines Tages: „Zu welcher Religion bekennen Sie sich denn eigentlich?“

„Warum fragen Sie das?“ war die ausweichende Gegenfrage des Japaners.

„Nun Sie müssen doch bei Ihrer Immatrikulation an der deutschen Universität die Rubrik, die nach Ihrem Religionsbekenntnis fragt, ausgefüllt haben!“

„Ja, geht bei Ihnen in Deutschland das die Universitätsbehörde etwas an?“

„Dann waren Sie eben doch wohl gezwungen, bei Ihrer Anmeldung bei unsern Polizeibehörden irgend eine Angabe über Ihr Glaubensbekenntnis zu machen.“

„Ich habe keine gemacht, geht denn das in Europa die Polizei etwas an?“

„Sie müssen aber doch in Japan am Gymnasium oder in der Volksschule irgend einen bestimmten Religionsunterricht genossen haben.“

„Ja, wird denn in Deutschland die Religion auf der Schule gelehrt?“

„Wie bringt denn sonst der Japaner dem kindlichen Gemüte bei: Das sollst Du thun, dies darfst Du nicht thun, sonst kommst Du in die Hölle und beleidigt Gott ufm.“

„Mein Lieber, lehrt denn bei Ihnen das etwa die Religion? Sie verwechseln ja Religion mit Moral und Ethik. Freilich wird bei uns in Japan in der Familie und in der Schule der Begriff gut und böse den Kindern durch Erziehung und Unterricht beigebracht. Aber diese Begriffe sind doch, sollte ich meinen, auf der ganzen Kulturwelt vollständig gleich. Ebenso wenig wie Sie sich ohne weiteres in der Philosophie als Anhänger von Kant oder Schopenhauer oder Nietzsche oder einem andern Philosophen bezeichnen werden, ebenso wenig kann ich Ihnen sagen, was ich für ein Religionsbekenntnis habe: ich weiß es einfach nicht. Wenn Sie wollen, bin ich Buddhist, denn meine Mutter ist Buddhistin. Wenn Sie wollen, bin ich Schintoist, denn mein Vater ist Schintoist; ich selbst bin aber in Wirklichkeit keines von beiden; mein Vater ließ mir eben keinen Religionsunterricht geben, weil die Religion in Japan reine Privatsache der Familie ist, etwa wie Sie in Deutschland den Kindern nach Belieben Klavierunterricht geben lassen. Wenn Sie wollen, können Sie mich auch einen Christen nennen, denn ich nahm als junger Mann eine Zeit lang bei einem protestantischen Pfarrer in Japan Religionsunterricht, weil es mich interessierte. Aber deshalb bin ich doch kein Protestant? Ich kenne natürlich auch die Lehren des Buddhismus und Schintoismus und trotzdem bekenne ich mich zu keiner der drei genannten Konfessionen. Ich habe auch nicht das geringste Bedürfnis, mich irgend einem Religionsbekenntnis anzuschließen.“ —

Theater.

Deutsche Volksschule. „Die Räuber.“ Trauerspiel von Friedrich Schiller. Das Karl Weiß-Theater, dessen frühere Direktion den Kampf ums Dasein mit oft recht groben Attraktionen, mit lärmenden Sensations- und Spektakelfülden in englischem Geschmade führte, will man nur in eine Stätte ernster Kunstübung, in eine um hohe Ziele sich bemühende, durch niedrige Eintrittspreise möglichst jedermann zugängliche Volksschule umwandeln. Der Erfolg der freien Volksschulen und der Schiller-Theater mag dem neuen — übrigens privaten, in Form einer geschlossenen Handlungsgesellschaft konstituierten — Unternehmen, das sich „Deutsche Volksschule“ nennt und am Sonnabend mit der Vorstellung der „Räuber“ eröffnet wurde, den Anstoß gegeben haben. Aber so erfreulich die Vorbeurteilungen auch klingen, daß die Werke Schillers und Goethes, Kleists und Grillparzers, Hebbels und Shakespeares, Shrons und Calderons zur Darstellung gelangen sollten, so wunderbar, dem Wesen einer Volksschule widerstreitend erscheint die in dem Programm sich ankündigende Intention, die moderne naturalistische Dramatik, die ja, von Hauptmann abgesehen, vorwiegend Auslandsprodukt, anzuschließen und statt dessen unter dem Stichwort „deutsch“ Epigonen des deutschen Klassizismus von Halm bis Kruse und Wildenbruch zu einer Art von Scheinleben zu galvanisieren. Der Direktor, Herr Viktor Laberenz, ist, wie der gefällige, den Zuschauern verabschiedete Programmartikel mitteilt, selbst glücklicher

Verfasser eines „König Rothbart“ und hat nach Felix Dahns grandiosem Roman „Ein Kampf um Rom“ den Plan zu einem groß angelegten Goethendrama „König Wittich“ entworfen; die Deutsche Volksschule, die er zuerst als ein Versuchstheater, als eine freie Bühne vor mehreren Jahren hier in Berlin begründete, wurde mit einem Prologe Dahns, die ständige Deutsche Volksschule jetzt mit einem Prologe Wildenbruchs, einem patriotisch zugehörigen Hymnus auf Schiller, in dem die nordische, russische und französische Dichtung als unbefriedigend für den „deutschen Geist“ zurückgewiesen wird, eröffnet. Aber auf Schiller, den großen Kosmopoliten, sollte man sich am wenigsten berufen, wenn man, wie es den Anschein hat, auf einer Bühne, die dem Volke dienen soll, Schlagbäume wider das Neue, Lebendige als etwas Undeutsches errichten und auf nationale Etiketten sehen will! Das wäre eine Bühne, der das Volk bald fehlen würde.

Was die angekündigten Klassiker-Vorstellungen anlangt, ließ die Vorstellung der „Räuber“ Günstiges erwarten. Die Inszenierung war stimmungsvoll, das Zusammenspiel in den Massenrollen gut vorbereitet, und nirgends, auch in den Nebenrollen nicht, störte eine direkt schlechte Besetzung. Hans Arnim, eine Bühnengestalt mit angenehmem, ionischem Organ, das in den Ausbrüchen erregter Leidenschaft die Sätze nur noch zu rasch, so daß das Ohr manchmal nicht folgen kann, herausstößt, war ein im Ganzen entchieden prägnanterer Karl Moor. Die weitaus beste, ja eine auffallend gute Leistung bot Herr Moissi, ein früheres Mitglied des Neuen Theaters, als Franz Schalk, beweglich, mit einer überaus modulationsfähigen, sicher beherrschten Stimme gab er der „Kanaille“ eine geschmeidige, fast einschmeichelnde Kabalierserschmeiung, etwas faszinierendes, das die Macht, die dieser Mensch auf andre ausübt, geistreich ergänzend motiviert. Der Ausdruck kalter Bosheit, zitternder Liebesgier und wirrer Todesangst — hier erinnerte er an die zudenden Tanzbewegungen der Eiskoldt in Hoffmannthals „Elektra“ — gelang in gleicher Weise. Erwähnt sei noch Herr Arndt vom königlichen Schauspielhaus als Kosinsky, Elise Schneider als Amalia und der alte Moor des Herrn Claudius Werten, der in dem ersten Teil des Stückes einige sehr glückliche Momente hatte.

Das Haus, das nach der Renovierung um vieles freundlicher aussieht, war bis auf den letzten Platz gefüllt von einem Publikum, das der Vorstellung mit den lebhaftesten Beifallsbezeugungen folgte. — dt.

Die Freie Volksschule eröffnete am Sonntag ihre neue Spielzeit im Berliner Theater mit „Göh von Verlichingen“. Dem oft ausgesprochenen Wunsche vieler Vereinsmitglieder nach klassischeren Stücken konnte nicht leicht besser entprochen werden, als mit der Aufführung dieses kraftvollsten der Goetheschen Dramen, das — episodenhaft zwar — ein Stück Geschichte auf die Bühne stellt. Eine Zeit nationaler und sozialer Zerrissenheit wird lebendig, Faust fährt gegen Faust, Schwert gegen Schwert, brennende Burgen und Dörfer werfen ihre Lichter auf die haberküllten Mienen rebellierender Bauern, und die heilige Behme zückt den rächenden Dolch. Wie kommt es, daß wir nur mäßig erschüttert werden von dieser Thatfülle? Wie kommt es überhaupt, daß wir so selten vollbefriedigt heimgehen von den Auferstehungsfeiern unsrer Klassiker? Die klingende Sprache des Genies raucht an uns vorbei. Es knüpft sich nicht zwingend ein innerliches Band. Der Vollklang unsrer Empfindungen wird nicht geweckt. Nur hier schwingt eine Saite mit und dort. Aber mitgerissen, wirklich atemlos mitgerissen werden wir nicht. Der Ursachen sind mehrere: zu entfernt sieht der Zuhörer dem Stoff; weitab von den alltäglichen Aufgaben der modernen Darstellungskunst harren die klassischen Kunstwerke würdiger Verkörperung. Dem Stile der großen Alten entfremdet, suchen die Künstler meist vergeblich nach dem voll vermittelnden Ton, der dem Zuhörer die Brücke schlägt zwischen ehemals und heut. Auch die Aufführung des „Göh“ litt unter diesen Schwierigkeiten, ganz besonders im Anfang. Die ersten Szenen trafen auf ein kühles, abwartendes Publikum, das sich nur nach und nach erwärmte und wirklich antheilvoll sich erst vom Ende des dritten Aktes ab erwies. Die gute Wirkung ist in erster Linie Ernst Pittschau zu danken. Er ließ uns einen männlichen, sympathischen Göh sehen und wuchs zusehends mit der Handlung. Das letztere ist auch von den übrigen Darstellern der Hauptrollen zu sagen. Marie Frauendorfer verkörperte die Adelsheid in ihren ersten Szenen wenig glaubhaft; sie erhob sich über das Mittelmaß, aber in dem Auftritt, der ihr zum Schluß den Tod durch die Behme bringt. — e. p.

Humoristisches.

— Gleichwertig. Mann (mit Bezug auf Vorübergehende, zu seiner Frau): „Was ist denn das eigentlich für a Paarl?“

Frau: „Er is a Schriftsteller und sie mag auch nichts thun!“ —

— Wenn's geht. Ein Engländer hat in einem kleinen Ort in der Nähe des Rheins ein paar Tage gewohnt und läßt sich bei seiner Abreise die Rechnung bringen. Hier findet er alles der Ordnung gemäß. Als letzter Posten war aufgeführt: „Wenn's geht . . . 3.50 M.“ Erstaunt fragte er den Gasthalter: „Was ist das: „Wenn's geht“?“ „No,“ sagt der Gasthalter, „wenn's net geht, do streiche mer's widder dorch!“ —

(„Jugend.“)